

Günter Burkhart

Soziologie der Paarbeziehung

Eine Einführung

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	III
Tabellenverzeichnis	VIII
1 Prolog: Liebe in spätmodernen Zeiten	9
1.1 Die Aktualität der Liebe.....	9
1.2 Mythologien	13
1.3 Die Soziologie der Liebe	17
1.4 Übersicht und Kapitel-Vorschau	20
1.5 Empirische Datenbasis.....	22
2 Soziologische Perspektiven auf die Paarbeziehung	26
2.1 Ein Bezugsrahmen für Paarbildung und Paarbeziehungen	27
2.2 Strukturmerkmale der Paarbeziehung und grundlegende Probleme.....	30
2.3 Dauerhaftigkeit und Institutionalisierungsform	31
2.4 Individualität und Paar	32
2.5 Paar und Geschlecht	33
2.6 Liebe, Sexualität, Intimität	35
2.7 Liebe als Praxis	36
2.8 Soziologische Theorien der Liebe und der Paarbeziehung	39
3 Das Paar und die Liebe in der okzidentalen Geschichte	45
3.1 Geschichtlichkeit oder Universalität der Liebe?	45
3.2 Ursprünge der Liebe	46
3.3 Ehekonzeption und Familienpolitik der christlichen Kirche	48
3.4 Höfische Liebe (Minne), Renaissance, Reformation	51
3.5 Liebe und Ehe in der frühen Neuzeit	53
3.6 Vorläufer des modernen ehelichen Liebespaares	55
3.7 Der Übergang zur modernen bürgerlichen Liebesehe	56
3.8 Romantische Liebe, bürgerliche Ehe und Geschlechterverhältnis.....	58
3.9 Romantische Liebe und Partnerschaft im 20. Jahrhundert.....	61

4	Paarbildung	63
4.1	Der Bezugsrahmen zur Erklärung von Paarbildungen	63
4.2	Die arrangierte Ehe.....	66
4.3	Orte und Gelegenheiten der Partnersuche und Paarbildung	67
4.4	Theorien der Partnerwahl	69
4.5	Paarbildung als Resultat rationaler Wahl oder als Produkt von Praxis?	71
4.6	Individualisierung der Partnerwahl oder wachsende soziale Homogamie?	73
4.7	Sozialer Aufstieg durch geschickte Partnerwahl?.....	75
4.8	Bedeutungszuwachs von Bildung für die Paarbildung und zunehmende Bildungshomogamie.....	76
4.9	Sinkender Altersabstand?	78
4.10	Wie entwickelt sich der Körpergrößenabstand in heterosexuellen Paarbeziehungen?	80
5	Dynamik der Beziehung und Paardynamik im Lebensverlauf	82
5.1	Lebensformen als Lebensphasen	82
5.2	Der Lebensverlauf als Beziehungsgeschichte (als Abfolge von Beziehungen).....	83
5.3	Verlaufsmodelle der Paarbeziehung	86
5.4	Die ersten Schritte: Vom Miteinandergehen (<i>dating</i>) zum „Morgen danach“	88
5.5	Gründungsphase und Ursprungsmythen	90
5.6	Bewährungs- und Bestandsphase	92
5.7	Übergangsrituale – Die Renaissance des Hochzeitsfestes	94
5.8	Aufbau einer rituellen Ordnung und einer gemeinsamen Beziehungskultur.....	97
5.9	Faktoren der Bestandserhaltung	98
5.10	Die Dauer der Bestandsphase	100
6	Zusammenleben mit und ohne Trauschein	102
6.1	Zusammenleben „ohne Trauschein“	102
6.2	Verbreitung des nichtehelichen Zusammenlebens	103
6.3	Soziale Träger und biographische Bedeutung.....	106
6.4	Wie kam es zu dieser raschen Ausbreitung?	108
6.5	Nichteheliche Paare in der Vergangenheit.....	109
6.6	Lebensphasen- und milieuspezifische Bedeutungen der Kohabitation.....	111
6.7	Welche Bedeutung kommt heute noch der Ehe zu?.....	113

6.8	Gleichgeschlechtliche Paarbeziehungen	116
6.9	Von der Ehe zur Familie	120
7	Getrennt lebende Paare und Singles	122
7.1	Partnerlos Alleinlebende und getrenntlebende Paare.....	122
7.2	Zur Verbreitung von Singles: Mythen und Fakten	125
7.3	Alleinleben als Übergangsphase im Lebenslauf.....	128
7.4	Soziale Hintergründe der „Singularisierung“: Bildungsexpansion, Individualisierung, Prekarisierung	129
7.5	Bilokale (getrenntlebende) Paare: zwei Grundformen.....	131
7.6	Erklärungsversuche	133
7.7	Pendeln als Kompromiss zwischen mono- und bilokaler Lebensweise	135
7.8	Verbreitung und besondere Merkmale von bilokalen Paaren	136
7.9	Living apart together: Eine neue Beziehungsform?	139
8	Das Ende der Beziehung: Trennung und Scheidung.....	141
8.1	Das Ende der Liebe: Paare in der Trennungsphase.....	141
8.2	Von der Unauflöslichkeit der Ehe zur Normalität der Scheidung	142
8.3	Aspekte der historischen Entwicklung des Scheidungsrechts und gegenwärtige Rechtslage.....	144
8.4	Scheidungshäufigkeit im internationalen Vergleich.....	147
8.5	Trennungs- und Scheidungsgründe.....	149
8.6	Kulturelle Modernisierung.....	152
8.7	Wie kommt es zu einer Trennung?.....	155
8.8	Scheidungsfolgen	157
8.9	Eine neue Bindung.....	158
9	Das Paar zwischen Individuum und Gesellschaft.....	161
9.1	Privatsphäre und öffentliche Sphäre	161
9.2	Das Binnenverhältnis des Paares zwischen Autonomie und Bindung.....	166
9.3	Liebe und Geld	168
9.4	Das Paar und die Anerkennung durch andere	174
9.5	Das Paar im Spannungsfeld zur Gesellschaft: Von der Liebe zur Partnerschaft	176
9.6	Liebe und Wahrheit	178

9.7	Liebe und Macht	180
10	Geschlecht und Paar – Geschlechtnormen in Paar-beziehungen	184
10.1	Sozialisation, Konstruktion, Geschlecht.....	184
10.2	Geschlecht als kulturelle Konstruktion (sex/gender – Zweigeschlechtlichkeit als Norm).....	186
10.3	Konstruktivismus und doing gender.....	188
10.4	Ebenen der Geschlechterdifferenz	191
10.5	Alter und neuer Biologismus.....	193
10.6	Das System der Zweigeschlechtlichkeit und die Institution des Paares.....	194
10.7	Partnerschafts-Diskurs und Geschlechtnormen	197
10.8	Milieus, Geschlechts- und Partnerschaftsnormen	198
10.9	Partnerschaftliche Ideale und Geschlechtnormen (im Milieuvvergleich)	200
11	Sexualität zwischen Monogamie und Polyamorie	204
11.1	Sexualität und Intimität.....	204
11.2	Die „sexuelle Revolution“ und ihre Folgen	207
11.3	Monogamie und Treue	211
11.4	Bedeutungswandel: Treue aus Vernunft oder Remoralisierung?	214
11.5	Polyamorie	218
12	Arbeit und Liebe.....	221
12.1	Glück in der Liebe und Erfolg im Beruf.....	221
12.2	Arbeit und Liebe: historische Spuren	222
12.3	Das „Vereinbarkeitsproblem“	225
12.4	Arbeitsteilung in Paarbeziehungen.....	226
12.5	Erklärungsversuche für die Hartnäckigkeit alter Rollenmuster	231
12.6	Veränderungen in der Arbeitswelt und die „Entgrenzung“ von Leben und Arbeit	233
12.7	„Wenn Arbeit Liebe ersetzt“ (Wimbauer)	236
12.8	Liebe zur Arbeit und Arbeit an der Partnerschaft.....	237
13	Liebe unter Rationalisierungsdruck	242
13.1	Liebe unter spätmodernen Verhältnissen	242
13.2	Liebe im Rationalisierungsprozess (Eva Illouz)	244

13.3	Liebe und Kapitalismus	246
13.4	Der Konsum der romantischen Utopie (Eva Illouz)	248
13.5	„Partnerwahl“ im Kapitalismus	251
13.6	Liebe und Arbeit: Einflüsse der kapitalistischen Arbeitsorganisation auf die Liebe	252
13.7	Neuer Geist des Kapitalismus – mögliche Feminisierung des Kapitalismus und die mögliche Aufwertung der Liebe	253
13.8	Was bleibt von der romantischen Liebe?	256
14	Bikulturelle Paare	258
14.1	Verbreitung und typische Muster binationaler Ehen in Deutschland.....	258
14.2	Strukturelle Hintergründe: Globalisierung und Migration.....	263
14.3	Terminologische und methodische Fragen.....	265
14.4	Bikulturelle Paare als Ausdruck von Individualisierung?	267
14.5	Bikulturelle Paare als eine Form von kultureller Heterogamie	269
14.6	Bikulturalität und Geschlechterverhältnisse.....	271
14.7	Varianten bikultureller Paare	273
14.8	Probleme und Chancen von bikulturellen Paarbeziehungen.....	275
15	Mediatisierte Liebe – die Zukunft des Paares im digitalen Zeitalter	278
15.1	Mediatisierte Liebe – die Bedeutung des Internets	278
15.2	Partnersuche im Internet	279
15.3	Varianten des Online-Dating	281
15.4	Die Online-Partnersuche als Prozess	282
15.5	Paarbeziehungen, die über das Internet zustande kommen	284
15.6	Konsum- und Berechenbarkeits-Illusionen	286
15.7	Konsequenzen der Internetsuche für die Entstehung von Paarbeziehungen.....	288
15.8	Konsequenzen des Online-Dating für das Geschlechterverhältnis	290
15.9	Konsequenzen für den Wandel der Selbstverwirklichungskultur	291
15.10	Welche Zukunft hat die romantische Liebe im mediatisierten Zeitalter?	293
16	Literatur.....	297

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Erich Fried: Es ist was es ist (Fried 1983).....	15
Tabelle 2: Theoretischer Bezugsrahmen zur Analyse von Paarbeziehungen	28
Tabelle 3: Lebensformen nach Wohnform und Beziehungsstatus.....	123
Tabelle 4: Stufenmodell der Privatheit	163
Tabelle 5: Binationale Eheschließungen in Deutschland (deutsch-ausländisch), im Zeitverlauf, nach Geschlecht	260
Tabelle 6: Kombination von Staatsangehörigkeit und ethnischer Zugehörigkeit bei Paaren	266

1 Prolog: Liebe in spätmodernen Zeiten

Gewiss ist es Ausdruck einer komfortablen historischen Situation, wenn in Forschung, Lehre und Studium Zeit bleibt für die Beschäftigung mit einem Thema, dessen Brisanz sich nicht mit Finanzkrisen oder Asylantenelend, Terrorismus oder Naturkatastrophen vergleichen lässt. Aber das Thema ist nicht ganz so unwichtig, wie es auf den ersten Blick scheint. Vielleicht ist die Liebe heute wichtiger geworden. Sie hat jedenfalls eine hohe Relevanz und eine große Aktualität, das zeigt sich zum Beispiel an den Diskussionen über Partnersuche im Internet oder an der Thematisierung von Liebe in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen (1.1). Es gibt immer noch viele Mythen, die sich um die Liebe ranken (1.2). Sie haben die Soziologie manchmal beeinflusst, aber auch zum Widerspruch angeregt (1.3). Die Soziologie hat eine eigene Perspektive auf Liebe und Paarbeziehungen entwickelt, die sich auf eine Vielfalt von Problemen beziehen lässt, wie die Übersicht der Themen zeigt, die in diesem Studienbrief behandelt werden (1.4). Über Liebe und Paarbeziehungen in der spätmodernen Gesellschaft soziologisch zu sprechen, ist jedoch nicht möglich, ohne auf eine Fülle empirischer Ergebnisse einzugehen. Die entsprechenden Datenquellen werden daher kurz vorgestellt (1.5).

1.1 Die Aktualität der Liebe

In der Spätmoderne (manche sprechen von der Postmoderne), so eine gängige Auffassung, ist die Liebe wichtiger geworden, aber auch schwieriger (Beck/Beck-Gernsheim 1990, Illouz 2011). Noch nie, meint Eva Illouz (2011: 205ff.) sei „die ontologische Sicherheit“ (eine Art Urvertrauen in die Gesellschaft, in der man lebt) „und das Selbstwertgefühl“ so sehr vom Erfolg in der Liebe abhängig gewesen. Wer glücklich verliebt sei, empfinde ein „Gefühl der Einzigartigkeit“ und ein gesteigertes Selbstwertgefühl. Gelingende Liebe sei auch wichtiger geworden für Anerkennung und sozialen Erfolg und deshalb auch kulturell wichtiger.

Liebe ist wichtiger geworden

Unsere Vorfahren im 19. Jahrhundert mochten vielleicht noch glauben, dass die Liebe eine „Himmelsmacht“ sei, ein Schicksal, das uns zufliegt – oder eben nicht. Sie glaubten nicht so sehr an die Besonderheit einer personalisierten Liebe, sondern waren davon überzeugt, dass die Wahl eines Ehepartners und der Alltag der Ehe von sozialen Konventionen bestimmt sei. Wenn einen die große Liebe nicht traf: kein Drama – solange nur die wichtigen Dinge in Ordnung waren: eine Familie, auf die man sich verlassen kann, beruflicher Erfolg, Frieden.

Heute sieht das ganz anders aus. Liebe scheint das Ergebnis unserer eigenen Entscheidungen und Bewertungen, der Strategien, wie wir auswählen, der Strategien, wie wir überhaupt auf Partnersuche gehen. Die Liebe fällt uns nicht einfach zu, man muss sie sich ein Stückweit erarbeiten. Wir sollten darauf achten, dass wir uns in „den Richtigen“ verlieben; wir müssen darauf achten, dass wir eine gute Partnerschaft hervorbringen. Wer ohne Partner bleibt, darf sich zwar der Illusion hingeben, dass ein Single-Leben eigentlich interessanter und aufregender ist, doch möglicherweise hat er oder sie doch gewisse Probleme mit mangelnder sozialer Anerkennung.

Das Internet und die Liebe

Das Internet hat unsere Welt radikal verändert, und viele meinen, mit dem Internet habe sich auch die Paarbildung grundlegend verändert, gar revolutioniert. In Medienberichten wird die Bedeutung des Internets für das Leben als Paar immer wieder durchgespielt. So wurde beispielsweise berichtet, dass eine Trennung heute besonders schmerzhaft sein kann, weil der ehemalige Partner auf Facebook präsent bleibt und man ihm daher nicht aus dem (virtuellen) Weg gehen könne.¹

Ein wachsender Anteil von Paarbeziehungen kommt heute über das *Online Dating* zustande. Dabei geht es nicht nur um die Suche nach einem Ehepartner, sondern auch um flüchtige sexuelle Kontakte, und der Erfolg des Internets – der internetbasierten Partnersuche – hat auch etwas damit zu tun, dass diese Suche nach schnellem Sex längst nicht mehr als moralisch verwerflich gilt. Könnte dies damit zusammenhängen, dass die Grenze zwischen Sex und Gefühl immer mehr verschwimmt?

Heute scheint es für viele völlig selbstverständlich, Kontaktbörsen zu nutzen. Für manche mag es geradezu eine Sucht, eine Droge sein. Die ganze Gesellschaft sei jetzt ein „Tanzsaal“ geworden, meint etwa Jean-Claude Kaufmann (Kaufmann 2011), und er meint damit, dass man heute übers Internet in gewisser Weise genauso schnell zu einem möglichen Sexpartner kommt, wie man früher in den Tanzlokalen zu einem Tanzpartner kam. Ob heterosexuell, schwul, lesbisch oder queer spielt dabei keine große Rolle mehr. Kritisch bewerten Beobachter allerdings die Tendenz, dass durch das Online-Dating eine Konsum-Illusion gefördert wird – als ob wir Sex und Liebe konsumieren könnten wie ein Essen, und als ob es darauf ankäme, die potentiellen Partner sozusagen mit kritischem Käuferblick zu vergleichen und zu bewerten.

Wer sich in der internetlosen grauen Vorzeit über eine Partnervermittlungsagentur oder eine „Kontaktanzeige“ kennenlernte, dem war die Frage „Wo habt ihr euch eigentlich kennengelernt?“ ein wenig peinlich. Die *vermittelte* Beziehung war früher eher anrühlich, demgegenüber ist diese Hilfstechik heute ein sozial akzeptierter Weg der Partnersuche geworden. Manchmal erscheint es sogar schon so, dass man seine Geschichte, wie man sich übers Internet kennengelernt hat, zu einem *Gründungsmythos* macht – der natürlich wiederum im Internet verbreitet wird. So kann man etwa mit dem Suchwort „Partnerwahl“ auf folgenden Text stoßen:

„Nachdem sie das erste Mal telefoniert hatten, konnte sie nicht mehr schlafen. Nach dem ersten Treffen wusste sie, dass sie ihn heiraten wollte. Beim Wiedersehen machte er ihr einen Antrag. Seit vier Jahren sind Nina Deißler und ihr Mann Claudius Mach inzwischen verheiratet, und noch immer muss Deißler lachen, wenn sie die Geschichte ihres Kennenlernens erzählt. Denn die 37-Jährige, die als Flirt-Coach in Hamburg arbeitet, traf ihren Mann ausgerechnet dort, wo sie ihren Klienten von der Suche eher abrät: im Internet. Gemeinsame Bekannte hatten sie auf die Myspace-Seite des Musikers Claudius hingewiesen, es hieß, seine Songs könnten ihr gefallen. Sie fand ihn "herrlich bekloppt", tippte eine Nachricht, er mochte das Foto auf ihrem Profil. Sie mailten, wochenlang, erst ohne Absichten, sagt Nina Deiß-

¹ Das Wort „Partner“ soll in diesem Studienbrief in der Regel immer geschlechtsunabhängig verstanden werden. „Partner“ steht für „(männlicher oder weiblicher) Partner“, egal, ob von hetero- oder homosexuellen Beziehungen die Rede ist, egal, ob die männliche oder die weibliche Perspektive auf die andere Person gemeint ist. (Es wäre einfacher, wenn man im Deutschen „das Partner“ sagen könnte.)

ler, keiner von beiden wusste, ob der andere überhaupt Single war. Dann wurde es persönlicher, irgendwann telefonierten sie, trafen sich. Und heirateten.“

Dieser Text einer Journalistin in einem populärwissenschaftlichen Magazin (Schnurr 2012), geht weiter mit dem Hinweis auf einen „Gründungsmythos“. Paartherapeuten seien davon überzeugt,

„dass so ein Mythos einer Beziehung noch nach Jahrzehnten Schwung geben kann: Wie ein Akku speichert er die Verrücktheit, das Herzglühen und den Wahnsinn der Verliebtheit, mit denen die Zweisamkeit einst startete. Wenn die Liebe eine Mission zu den Sternen ist, vorbei an zahllosen schwarzen Löchern, dann ist das Kennenlernen die Abschussrampe: Es ist der Moment, in dem der Mensch ins Leben getreten sein wird, der später einmal der Mensch ist. Der Augenblick, in dem das Leben eine andere Wendung genommen haben wird, in dem alles anders geworden sein wird, selbst wenn man das in der Sekunde noch gar nicht weiß. Es ist Schicksal. Unwahrscheinliches Glück. Oder zumindest wilder Zufall. Es ist der Zauber des Anfangs.“

Die letzten Sätze des Textes greifen den bewährten Mythos der Liebe auf: Glück, Schicksal, Zufall, Zauber, wild, unwahrscheinlich. Davor wird es kosmisch-kosmologisch, die Liebe als Reise zu den Sternen, knapp an den Schwarzen Löchern vorbei. Das erinnert an Pink Floyds *Setting the Course for the Heart of the Sun* und dem, was Edward Shorter (1975) daraus gemacht hat: Die Sehnsucht nach Selbstverwirklichung in der Liebe gleicht einer Reise ins Zentrum der Sonne...

Der Text von Schnurr geht dann allerdings etwas anders weiter:

„Doch wenn Sozialwissenschaftler darüber sprechen, klingt es, als wäre es kaum ein Unterschied, der Liebe des Lebens zu begegnen oder einen Job zu finden. Von ‚Gelegenheitsstrukturen‘ ist da die Rede, vom ‚Partnermarkt‘ und von ‚sozialstrukturellen Voraussetzungen‘. Denn auch die Liebe spielt nach Regeln. Die meisten Menschen treffen ihren künftigen Partner nicht zufällig irgendwo und bleiben auch nicht zufällig mit irgendwem zusammen. Mit kühlem Blick entlarven Forscher die heimlichen Kuppler hinter Liebesgeschichten. Einer der wichtigsten ist die Nähe: ‚Wer sich nicht trifft, wird auch kein Paar‘, lautet die schlichte Wahrheit, die zu Beginn fast jedes wissenschaftlichen Aufsatzes über das Kennenlernen wiederholt wird. Und dass zwei sich über den Weg laufen, ist nun einmal umso wahrscheinlicher, je näher sie beieinanderleben.“

In der Tat ist der wissenschaftliche Umgang mit Paarbeziehungen und Liebe eher nüchtern, aber auch vielschichtig: Das alte Diktum, über die Liebe könne man wissenschaftlich nicht arbeiten, wird schon lange nicht mehr ernst genommen – zumindest nicht von der Wissenschaft. Liebe und Paarbeziehung sind nicht nur Gegenstand von Literatur und Film, von Populärkultur und Trivialkultur, sondern auch Gegenstand einiger wissenschaftlicher Disziplinen. Die Psychologie befasst sich schon lange mit dem Thema, sie tut dies heute vorwiegend durch Messungen mit Hilfe von Fragebögen, aber auch mit Experimenten, mit Anleihen bei der Neurowissenschaft.

**Die Wissenschaften
und die Liebe**

Auch im Rahmen von Literaturwissenschaft und Geschichtsschreibung sind schon zahlreiche Studien entstanden, die uns wichtige Hinweise auf die „historische Semantik“ der Liebe, also auf ihre Ideengeschichte, liefern. Sie zeigen, was im Lauf der Geschichte über die Liebe gesagt

und geschrieben, welche Vorstellungen und Bewertungen der Liebe sich in der schönen Literatur, in der Musik, in den Künsten finden; aber auch in Liebesbriefen oder Tagebüchern.

Selbst die Ökonomie versucht sich gelegentlich mit Erklärungen von Partnerwahl oder Scheidungsprozessen. Für die Ökonomen handeln Menschen normalerweise und im Prinzip rational, indem sie etwa bei einer Kauf- oder Investitionsentscheidung über mögliche Vor- und Nachteile versuchen, eine Kalkulation aufzustellen. Warum sollte das bei der Entscheidung für einen Lebenspartner anders sein, im Prinzip? Wir haben bereits darauf hingewiesen, dass das kalkulatorische Denken im erneuerten Kapitalismus und im Internet auch aus soziologischer Sicht an Bedeutung gewinnt.

Biochemie der Liebe | Auch die sogenannten Lebenswissenschaften (Biologie, insbesondere Genetik und Gehirnforschung, Neurowissenschaft, Evolutionspsychologie u.a.) haben zunehmend den Anspruch entwickelt, das Zustandekommen von Liebesbeziehungen mit ihren Mitteln zu erklären, also unter Bezugnahme auf Gehirnströme oder biochemische Prozesse im Körper. Geruchshormone sind dabei ein besonders attraktives Thema und man könnte denken, dass die alte Metapher „Die Chemie muss stimmen“ nun allmählich eingelöst wird.

„Große Brüste, schmale Taille, runde Hüften – was der Durchschnittsman an Frauen schön findet, wird auch durch das weibliche Geschlechtshormon Östrogen gefördert und lässt ihn auf hohe Fruchtbarkeit schließen. Bei Frauen liegt die Sache komplizierter, abhängig vom Menstruationszyklus. Männlich-kantige Gesichter, die auf einen hohen Testosteron-Spiegel, also auf Potenz und Fruchtbarkeit – aber auch auf die Gefahr der Untreue – hindeuten, finden sie vor allem zur Zeit um den Eisprung herum attraktiv. Ansonsten bevorzugen viele den Teddybär-Typus, der eine stabile Beziehung verheißt. Verliebt zu sein, meint Psychologe Aron, sei nicht bloß ein Gefühl. Ähnlich wie Durst, Hunger oder der Sexualtrieb der Erhaltung des Lebens und der Fortpflanzung dienen, habe auch der emotionale Ausnahmezustand ein klares Ziel: einen ganz bestimmten Partner mit aller Kraft für sich zu gewinnen und zu behalten.“

Der populärwissenschaftliche Artikel zur Biologie der Liebe, aus dem dieses Zitat stammt (Hackenbroch 2012), ist durch Zwischentitel-Stichworte gegliedert. Es beginnt mit Adrenalin, geht weiter mit Östrogen und Testosteron, Dopamin und Serotonin, schließlich Oxytocin. Es sind also solche Botenstoffe und Hormone, die aus biologischer Sicht wesentlich sind für die Liebe – für das Verlieben ebenso wie für die Bereitschaft zur Bindung. Aus der Sicht der Biologie steht, jedenfalls in dieser populärwissenschaftlichen Darstellung, die Liebe immer noch im Dienst des Fortpflanzungserfolgs. Wir tun alles, damit wir einen Partner finden, der unsere Fortpflanzungschancen steigert. Es ist, als verliebten sich unsere Gene oder unsere Hormone, damit wir auf den Fortpflanzungserfolg der Gattung achten.²

² Die Sichtweise, dass es nicht die Individuen sind, sondern die Gene, die am Fortpflanzungserfolg „interessiert“ sind, wurde durch Richard Dawkins' Buch *Das egoistische Gen* (1976) populär gemacht. Der Grundgedanke ist, dass es nicht so sehr darauf ankommt, welche individuellen Merkmale bei der sexuellen Fortpflanzung an die nächste Generation von Lebewesen weitergegeben werden, sondern auf eine stabile genetische Grundstruktur. Und deshalb gibt es in gewisser Weise einen Wettstreit der Gene um den Fortpflanzungserfolg.

„Die Anthropologin Helen Fisher von der Rutgers University in New Jersey ist überzeugt, dass schon im Tierreich ein Vorläufer des Verliebtseins zu finden ist: das hartnäckige, kräftezehrende Balzverhalten, mit dem viele Tiere um einen Partner werben. Die biologischen Grundlagen des Verliebtseins beruhen auf jenem neuronalen System, mit dem das Gehirn uns Schokolade und Sex, Erfolg und manche Drogen so sehr genießen lässt, dass wir sie immer wieder wollen. Sehen sich Versuchspersonen ein Bild ihres Geliebten an, wird schlagartig das Belohnungssystem des Gehirns aktiviert. Eine warme Dusche aus dem Botenstoff Dopamin flutet die Nervenzellen, Glücksgefühle entstehen bis hin zur Euphorie.“

Es gibt aus geistes-, kultur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive naturgemäß auch viel Kritik am Versuch, die Liebe und das Verhalten von Paaren biologisch zu erklären. Dies sind Ausläufer eines alten Streits darüber, wie menschliches Verhalten überhaupt erklärt werden kann. Die Biologie reduziere die Liebe auf einen Naturmechanismus „ohne höhere Bedeutung“, sagt etwa Illouz (2011: 302). Die spirituelle oder mystische Erfahrung des Subjekts werde zum Verschwinden gebracht. Man kann diese Kritik aber auch soziologisch nüchterner formulieren etwa mit dem Hinweis darauf, dass biochemische Prozesse nicht die menschliche Kommunikation determinieren oder die Sprache strukturieren können und auch nicht die kulturellen Bilder von Liebesbeziehungen erzeugen können. Im Wissenschaftsjournalismus und in der Populärwissenschaft (die man oft unter dem Etikett „Sachbuch“ findet) herrscht aber seit längerer Zeit eine große Bereitschaft, biologische Ideen über menschliches Verhalten zu verbreiten.

1.2 Mythologien

Das Schrifttum zur Liebe ist unübersehbar groß und weitläufig, die Liebe gehört zu den ältesten Themen des Nachdenkens über dieses Gefühl und diese Bindungsform des Menschen. Es gibt viele Spielarten der Liebe, wie schon eine Liste der Worte, die zum Teil aus alten Sprachen noch existieren, zeigt: Eros/Amor – Philia – Agapé (göttliche Liebe) – Minne (courtoisie, höfische Liebe) – Passion (Leiden) – ars erotica – platonische Liebe – empfindsame Liebe (sentiment) – fürsorgliche Liebe (caritas) – leidenschaftliche Liebe – partnerschaftliche Liebe ...

Die Frage, die sich heute in unserer Kultur immer wieder stellt, ist, ob es sich bei der vorherrschenden Form von Liebe immer noch um die „romantische Liebe“ handelt – oder gibt es diese nur noch in trivialisierter Form, im Kino oder in Fernsehserien wie „Verbotene Liebe“? Vielleicht ist die Liebe heute eine Kombination verschiedener Spielarten.

„We have laughs together. I care about you. Your concerns are my concerns. We have great sex.“ (So Tracy, eine Figur in Woody Allens Film „Manhattan“)

Zur Mythologie der Liebe gehört auch, dass sie sich gängigen Unterscheidungen der Logik (etwa wahr/falsch) nicht fügt, deshalb häufig als „paradox“ bezeichnet wird.³

³ „Paradox“ wird in der Alltagssprache sehr unterschiedlich verwendet. Hier ist die strenge Bedeutung gemeint, wie sie in der Logik definiert ist: Eine paradoxe Aussage ist weder wahr noch falsch, sie ist selbstbezüglich und widersprüchlich. Man kann sich das leicht klarmachen am Beispiel einer Karteikarte, auf deren einer Seite steht: „Der Satz auf der anderen Seite ist richtig“. Und auf der anderen Seite steht: „Der Satz auf der anderen Seite ist falsch.“ – Das berühmteste Beispiel für eine Paradoxie ist: Sokrates, der Grieche, sagt: „Alle Griechen lügen.“ – Und fast ebenso berühmt: „Der Barbier von

Liebe ist paradox:

- erobernde Selbstunterwerfung
- sehende Blindheit⁴
- süßes Martyrium
- leidendes Genießen
- Altruismus und Egoismus zugleich
- Bindung und Autonomie zugleich
- Wahrheit und Illusion/Täuschung zugleich

Aber auch andere Spannungsverhältnisse und Widersprüche werden der Liebe zugeschrieben, etwa Zufall vs. Ordnung, Rationalität vs. Irrationalität, Freiheit vs. Zwang oder Egoismus vs. Altruismus. Für Aubert ist deshalb die Liebe sowohl Klebstoff der Gesellschaft als auch Sprengstoff („social dynamite, as well as social glue“, Aubert 1965: 203; vgl. auch Kuchler/Beher 2014: 34ff.).

Die Liebe ist sprachlos und kommt ohne Worte aus, heißt es oft. Luhmann (1982: 29) meint dazu, dass Liebende „endlos miteinander reden können, ohne sich etwas zu sagen zu haben“ und zitiert dazu Musil: „Liebe ist das gesprächigste aller Gefühle und besteht zum großen Teil ganz aus Gesprächigkeit“ (Musil 1952: 1130).

Transzendenz

Liebe wird häufig als Utopie der Überschreitung beschrieben, als Überwindung des Alltags, als Transzendenz, höchste Lebenssphäre, frei von Moral, frei von Gesellschaft. Erich Fried (1983) hat in einem berühmten Gedicht die Idee zum Ausdruck gebracht, dass die Liebe sich selbst genüge und sich keinerlei Normen oder Prinzipien unterwerfen müsse.

Sevilla rasiert nur diejenigen Leute, die sich nicht selbst rasieren.“ Rasiert er sich dann selbst oder nicht?

⁴ „Liebe macht blind... und scharfsichtig zugleich“ (Luhmann 1982: 79)